

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 24.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Fessuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde, enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Burf, der Bürger.

(Fortsetzung.)

„Allan! Ach, daß er nicht da ist, mein Sohn. Wer soll uns nun beistehen? Ach, mein Gott, rette Dich, mein Kind, während es noch Zeit ist. Ich bin alt und schwach und kann die lange Treppe nicht hinuntergehen; wenigstens brauche ich zwei Stunden dazu. Ach, warum ist Allan nicht da! Er ist stark, er würde mich getragen haben; das kannst Du nicht. Geh also allein, während es noch Zeit ist; geh und laß mich hier sterben. Ich bin ja alt und taugte zu nichts mehr auf der Welt; laß mich sterben und rette Dich.“

„Aber, gute Mutter, beruhiget Euch und fasset Muth. Es ist nichts; ich that nicht wohl daran, daß ich Euch erschreckte. Die Spritzenleute würden das Feuer gelöscht haben, ehe Ihr etwas davon erfahren hättet. Da,“ setzte sie hinzu, indem sie der alten Frau einige Sachen gab, „versucht Euch anzuziehen ohne mich, ich will an das Fenster treten und zusehen, wie es steht.“

Die arme Martha blieb schauernd, mit stierem Blick und todtenbleich an ihrem Bette stehen. Sie war nicht im Stande sich zu bewegen, ja sie konnte fast kein Wort sprechen. Nelly gab ihr ihre Kleidungsstücke in die Hand und trieb sie an, sich anzukleiden, damit sie sich nicht erkälte; aber das sagte sie nur so, sie wünschte, daß die alte Frau für jeden Fall bereit sei, die Wohnung zu verlassen.

„Seid ruhig,“ sagte sie zu ihr; „ich komme sogleich wieder.“ Und Nelly eilte an das Fenster in der Wohnstube.

Als sie in die Stube trat, erreichte ihr Entsetzen den höchsten Gipfel. Ein greller Lichtschein fiel auf die Wände von den Häusern auf der andern Seite der Straße. Die Feuersbrunst hatte während des kurzen Gesprächs Nellys und Marthas entsetzlich um sich gegriffen. Die Flamen schlugen aus allen Fenstern des brennenden Stockwerkes heraus und leckten wie gierige Zungen umher. Die Scheiben der darüber befindlichen Fenster zersprangen klirrend, ehe das Feuer sie noch erreicht hatte; das Holz schwärzte sich, fing an zu rauchen und brannte bald ebenfalls. Nach wenigen Minuten stand das dritte Stockwerk in Flammen wie das zweite.

Es konnte nicht sogleich Hilfe kommen und bei der Hestigkeit des Brandes mußte das ganze Gebäude in Flammen stehen, ehe die Spritzenleute nur Kenntniß von der Gefahr erhielten.

In diesem Augenblicke wurde die Thüre des brennenden Hauses aufgestoßen und einige halbkleidete Personen, die theils Meubles, theils Koffer oder Säcke wahrscheinlich mit ihren werthvollsten Besizthümern trugen, fast nackte Frauen mit Kindern auf den Armen oder Kinder vor sich her treibend, stürzten unter lautem Jammer auf die Straße heraus. Gleichzeitig wurden aus den Fenstern der obern Stockwerke Meubles an Seilen heruntergelassen, andere, die mit Ma-

tragen oder Decken umhüllt waren, auf das Pflaster heruntergeworfen, wo sie im Aufschlagen zersprangen. An jedem Fenster in den Nachbarhäusern zeigten sich ängstliche Gesichter, welche das grelle Licht der Flammen schauerlich beleuchtete.

In der kurzen Zeit, welche Nelly an dem Fenster verbrachte, war das Feuer, dem jetzt der Wind noch zu Hilfe kam, aus dem zweiten Stockwerke des Hauses, in welchem es ausgekommen, zu dem zweiten Stockwerke des anstoßenden übergesprungen und wenn nicht schnell Hilfe kam, mußte offenbar auch dieses Haus eine Beute der Flammen werden.

Nelly brauchte nur einen Blick auf den Schauplatz des Entsetzens zu werfen, um die ganze Größe der drohenden Gefahr zu erkennen. Sie schloß also eilig das Fenster wieder, damit wenigstens die Funken, welche umherflogen, nicht hereindrängen; dann kehrte sie zu der alten Martha zurück, die sie fast besinnungslos und in gänzlicher Ermattung fand.

„Wie, meine Tochter,“ sagte sie zu Nelly, „Du bist nicht entflohen, wie ich es Dir geboten habe? Du gehorchst mir nicht mehr? Ich glaubte, Du wärest bereits in Sicherheit, und war wieder ruhiger geworden. Willst Du denn mit mir sterben? Vergißt Du meinen Sohn, Allan, der nun nur Dich noch haben wird? Sieh, das Haus fängt an zu brennen,“ und sie zeigte auf die Mauern in dem kleinen Hofe, die gewöhnlich so dunkel waren, jetzt aber durch den Flammenschein hell erleuchtet wurden. „Rette Dich, meine Tochter, rette Dich! Laß mich hier, ich will es . . . Geh und laß mich sterben.“

„Nein, nein, Mutter; kommt, wir können noch hinunter kommen.“ Und sie reichte der Alten wiederum das Kleid hin, das sie unwillkürlich auch anzog.

„Mein armes Kind, was thust Du? Fliehe! Wo ist Allan? Warum hat er uns verlassen? Allan! Allan! Komm und trage mich fort!“

„Beruhiget Euch, Mutter, ich beschwöre Euch,“ entgegnete Nelly, die im höchsten Grade über die zunehmende Geisteschwäche der Alten erschrak und ihren ganzen Muth zusammennehmen mußte, um nicht selbst den Kopf zu verlieren. „Seid ruhig und laßt mich machen.“ Und sie kleidete die Alte an. „Ihr werdet bald bereit sein und wir versuchen dann mit einander hinunterzukommen . . . Noch den Strumpf . . . und nun die Schuhe . . . Ich halte Euch . . . Ach, daß ich nicht stärker bin, daß ich nicht die Arme Allans habe, um Euch zu tragen! . . . So . . . nun den Shawl!“

In diesem Augenblicke wurde an die Thüre der beiden Frauen geklopft. Nelly ließ Martha allein und eilte an die Thüre, denn sie glaubte fest, Allan sei gekommen. Sie öffnete die Thüre, aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie nicht Allan, sondern einen ihrer Nachbarn, den alten John Kirkpatrick, einen Gelehrten, erkannte, der als solcher in dem neunten Stockwerke, nahe am Dache, wohnte. Der gute Mann war früher Professor an der Universität zu Edinburg gewesen, hatte aber, als er alt geworden, Jüngern Platz machen müssen und lebte nun sehr bescheiden als zur Ruhe gesetzter Professor. Er wohnte schon lange in dem Hause und kannte die beiden Frauen; jetzt kam er, um sie von der Gefahr zu benachrichtigen. Er stand da vor der Thüre und wußte nicht, ob er hineingehen oder weiter fliehen sollte, so daß Nelly endlich sagte: „Kommen Sie oder gehen Sie!“ — In demselben Augenblicke hörte sie ein Geräusch in der Nähe der Treppe und als sie dahin sah, erblickte sie einen Mann, der, so viel sie wußte, nicht in dem Hause wohnte, den sie aber schon irgendwo gesehen hatte. Als dieser Mann merkte, daß die Thüre offen war und Nelly mit einem andern Manne sprach, zog er sich schnell zurück und verschwand im Dunkel der Treppe.

Nelly war zu sehr mit andern Gedanken beschäftigt, als daß sie über diesen Umstand hätte nachdenken können; sie fragte vielmehr ungeduldig den Gelehrten:

„Kommen Sie mit herein, Herr Kirkpatrick?“

„Ich werde mit eintreten,“ antwortete der Mann mit einer unter den Umständen außerordentlichen Ruhe.

Nelly ging also mit ihm hinein und sagte zu der alten Martha:

„Herr Kirkpatrick kommt.“

„Ach, es ist nicht Allan? Allan hätte uns retten können; was will ein alter Mann hier? Will er uns sterben sehen oder mit uns sterben?“

Kirkpatrick machte große Augen.

„Was reden Sie vom Sterben?“ fragte er die Nachbarin.

„Steht nicht das Haus in Flammen? Werden wir nicht verbrennen?“

„Nein, Gott sei Dank! wir werden nicht verbrennen. Es brennt zwar in der Highstreet, aber nach meiner Berechnung hat es keine Gefahr, namentlich für uns.“

„Wirklich?“

Die arme Martha klammerte sich fest an diese Hoffnung an.

„Ja, nach meinen Berechnungen hat es keine Gefahr. Zuerst stößt unser Haus nicht an das, welches brennt.“

„Das Feuer ergreift aber das, an welches das unserige stößt,“ entgegnete Nelly, die dies Mal dem Gelehrten einen Grund entgegenzusetzen wagte.

„Das ist wohl möglich, aber wir haben den Wind für uns.“

„Gleichwohl nähern sich die Flammen. Hören Sie? Unsere Fensterscheiben fangen an zu springen.“

„Das ist unmöglich! Wenn dieses Haus in Brand gerieth, geschähe es in Widerspruch mit allen Regeln der Pyrologie, d. h. im Widerspruch mit den Gesetzen des Verbrennens.“

„Sie sehen aber, der Rauch dringt schon herein.“

„Beruhigen Sie sich, mein Kind; ich habe an alles gedacht und meine Berechnungen beschränken sich nicht auf die eine Seite der Sache; außer andern Gründen steht auch die Wahrscheinlichkeit der Vermuthung entgegen, daß dieses Haus in Brand gerathen. Man kennt kein Beispiel, daß zwei ansehnliche Feuersbrünste in einem Jahre unsere Stadt heimsuchten und das Feuer im letzten Juni ist für mich eine bessere Bürgschaft als alle Spritzen . . .“

Der Gelehrte sprach noch, als stark an die verschlossene Thüre geschlagen wurde. „Rettet Euch! Rettet Euch!“ rief man draußen. „Das Feuer ergreift das Haus; im nächsten Augenblicke wird es die Treppe erreicht haben; rettet Euch!“

Nachbarn, die entflohen, forderten so die beiden Frauen auf, an ihre Rettung zu denken.

„Es ist seltsam,“ fuhr der Gelehrte fort; „physikalische und Wahrscheinlichkeitsgründe sprechen gegen die Annahme, daß das Haus in Brand gerathen werde; es giebt freilich Ereignisse, die alle Berechnungen umstoßen . . .“

Der alte Gelehrte hätte noch lange sprechen können, denn Nelly hatte ihn in ihrer Angst mit Martha allein gelassen, die mit stierem Blick auf dem Bette saß und die Reden des Nachbarn Kirkpatrick anhörte, ohne sie zu verstehen.

In dem Augenblicke, als die Nachbarn an die Thüre geklopft hatten, war Nelly wiederum an das Fenster getreten. Sie sah da die Flamme schon an dem Fenster des zweiten Stockes des Hauses brennen, das sie bewohnte; aber merkwürdiger Weise hatte der Brand des Hauses, welches an das erste stieß, nur

geringe Fortschritte gemacht, und das Feuer, welches in dem zweiten Stockwerke ihres Hauses in einem lange unbewohnten Zimmer ausgebrochen war, konnte mit der ersten Feuersbrunst gar nicht zusammenhängen. Aber das Haus brannte und Nelly suchte sich nicht zu erklären, auf welche Weise dieses Unglück habe entstehen können.

„Ihr Heiligen des Himmels, das Feuer ist hier!“ rief sie aus, indem sie wieder in die Stube stürzte. „Hören Sie, Herr Kirkpatrick? Hören Sie? das Haus brennt. Retten Sie sich und helfen Sie mir meine Mutter retten.“

„Ja,“ sagte der Gelehrte, „ich will nur erst einige werthvolle Manuscripte, die ich oben habe, in Sicherheit bringen, dann stehe ich zu Diensten. Fürchten Sie sich nicht, das Haus kann wirklich nicht brennen, denn es wäre gegen alle Regeln und Gesetze.“

Nelly trieb ihn mit Gewalt hinaus und er eilte in seine Wohnung hinauf, da er nur an seine Manuscripte dachte. Als er sich entfernt hatte, suchte Nelly die alte Martha aus der Erstarrung zu reißen und nach der Thüre hin zu ziehen; aber ihre Kräfte verließen sie bald und Martha blieb kalt und unbeweglich am Boden liegen.

„Allan, Allan, mein Sohn . . . komm und hilf uns!“ Das waren die einzigen Worte, welche über die Lippen der armen unglücklichen Frau kamen.

„Allan, Allan, mein Bräutigam . . . lebe wohl auf ewig!“ rief Nelly auf ihren Knien, indem sie die Hände gen Himmel hob, fest entschlossen, neben ihrer Wohlthäterin zu sterben.

Allan kam nicht. Der Rauch wurde dichter und dichter, die Flammen prasselten stärker und stärker; gleichwohl verlor Nelly den Muth noch nicht ganz; sie stand nochmals auf und lief an die Thüre nach der Treppe, die sie öffnete, um aus Leibeskräften nach Hilfe zu rufen; aber die Treppe war bereits voll von Rauch und unten fing sie schon an zu brennen. Da schloß Nelly die Thüre wieder, eilte dann zu ihrer Mutter, zog sie an das Fenster, das auf die Straße ging, neigte sich aus demselben hinaus und schrie:

„Hilfe! Hilfe! Rettet uns!“

Sie hoffte, daß man sie höre, daß man sie sehe und daß man ihnen mittelst Leitern noch Beistand leisten könnte.

„Hilfe! Hilfe! Rettet uns, wir verbrennen lebendig!“ rief sie von neuem und die alte Martha ver-

suchte auch zu schreien, aber ihre Stimmen wurden durch den immer-zunehmenden Lärm übertönt.

„Hilfe! Hilfe!“ rief Nelly ununterbrochen.

S.

Was that der junge Fischer, während seine Mutter und Braut in so großer Gefahr schwebten? Er lief wie ein gejagter Hirsch auf dem Wege dahin, der von New Haven nach Edinburg führt. Je näher er der Stadt kam, um so deutlicher erkannte er die Stelle, wo das Feuer wüthete und schon konnte er nicht mehr zweifeln, daß auch das Haus, in welchem seine Mutter und seine Nelly wohnten, eine Beute der Flammen sei. Mehr als ein Mal verging ihm bei dem schnellen Laufe der Athem und er mußte stehen bleiben. Er konnte dann das ganze grausige Bild überschauen, das die brennende Stadt gewährte. Allan war nicht schwach und doch wäre er beinahe ohnmächtig geworden, als er so um sich blickte.

„Mein Gott, erhalte mir die Kräfte!“ betete er, denn er fürchtete, nicht mehr zeitig genug anzukommen, und ohne länger zu zögern, stürzte er wie ein Wahnsinniger durch die Menge hindurch nach der Brandstätte zu durch die engen steilen Gäßchen hin, die nach der Highstreet führen.

Als er am Eingange eines dieser Gäßchen erschien, rief ihn eine Schildwache mit vorgehaltenem Gewehre an: „Der Weg ist verboten!“

„Verboten? Und meine Mutter und Nelly warten auf mich und verbrennen vielleicht!“ Ohne auf die Antwort des Soldaten zu warten, drang Allan weiter und kam an den andern Ausgang des Gäßchens, das voll von Menschen war. „Platz! Platz!“ rief der Fischer, der Alles bei Seite schob, was ihn aufhielt und endlich in die Straße gelangte.

Das Schauspiel, das sich ihm hier darbot, war entsetzlich.

In diesem Theile der Highstreet wüthete der Brand erst seit kurzem und der Sieg wurde ihm noch bestritten. Der Boden war mit zerbrochenen Meubles bestreut, welche man aus den Häusern warf, die bisher von den Flammen noch nicht ergriffen waren. Weiter hin aber, nach Canongate zu, erhielt das Schauspiel einen schrecklicheren Character. Hier hatten die Flammen den Sieg bereits gewonnen und die Menschen konnten ihnen das Schlachtfeld kaum streitig machen. Sie verschlangen alles, was brennbar war und verbreiteten sich ungestüm in dem leeren Raume, von einem

Siebel zum andern, von einem Hause zum andern, während die Menschen, die zu retten und zu löschen suchten, Dämonen glichen, die in dieser Hölle lebten. Die Unglücklichen, welche der Brand aus den Häusern vertrieben, waren fast nackt, denn sie hatten kaum Zeit gehabt zu fliehen. Männer, Weiber und Kinder erfüllten die Straße; einige wehklagten laut und raufeten sich in Verzweiflung die Haare aus, während andere in düsterm Schweigen dastanden, die Arme über der Brust gekreuzt und wie stumpfsinnig ihre Habs von den Flammen verzehren sahen.

Allan wurde von Grauen erfaßt, als seine Augen dieses Schauspiel erblickten, und sein Herz klopfte so stark, als wollte es die Rippen zerschlagen; aber er ließ sich nicht übermannen und die drohende Nähe der Gefahr belebte sogar seine Kräfte. Zwar umleckten die Flammen bereits das Haus seiner Mutter, aber es stand nicht mitten in dem Feuermeere, dessen glühende Wellen der Wind die Straße abwärts trieb. Noch also war zu hoffen.

Allan gelangte endlich vor das Haus seiner Mutter. Die Flammen schlugen aus den meisten Fenstern der untern Stockwerke heraus, die obern aber, von dem an, welches seine Mutter und Nelly bewohnten, waren bis jetzt noch unversehrt. An einem Fenster dieser Wohnung glaubte Allan eine Gestalt zu bemerken, welche die Arme nach ihm ausstreckte. Zwar konnte er die Gestalt nicht deutlich erkennen, aber ein Hilferuf, ein Schrei der Verzweiflung drang zu seinem Ohr und Allan errieth die Stimme Nellys. Sie, die Geliebte, lebte also noch, auch seine Mutter lebte noch, aber die Gefahr war groß. Und wie sollte er sie retten? Er stürzte tollkühn in das Gäßchen hinein, das bereits die Flammen erfüllten und gelangte bis zu dem Hauseingange; aber — die Treppe stand bereits in Flammen. Die Hitze, welche dieses Blutmeer verbreitete, trieb ihn zurück und voll Verzweiflung stand er wieder auf der Straße vor dem Hause. Die Flammen leuchteten jetzt heller als je; er konnte am Fenster seine Mutter und Nelly sehen, welche die Arme nach ihm ausbreiteten; er sah sie und konnte ihnen keine Hilfe bringen.

Auch Nelly hatte ihren Geliebten erkannt und zu der Mutter gesagt: „Allan ist da.“ Dieser Name hatte die Alte aus der Betäubung geweckt, denn nun hoffte sie wieder; ihr Allan war ja da.

Aber eine Entfernung von fast siebenzig Fuß, eine schreckliche Entfernung für den, welcher die Gefahr kaltblütig maß, trennte die beiden unglücklichen Frauen

die sich weit aus dem Fenster herauslegten, von dem Sohne und Geliebten, von diesem Allan, dessen Anwesenheit schon ihr Leben gleichsam verdoppelte. Allan erkannte sie jetzt so deutlich als wäre er neben ihnen, denn die Flammen leckten links und rechts von ihnen bis fast zu ihnen hinauf; er erkannte ihr Lächeln, er verstand, daß sie hofften, auf ihn hofften und um so schwerer fiel es ihm auf's Herz, daß er ihnen nicht beistehen könnte. Er rang verzweiflungsvoll die Hände.

Das Geschrei der beiden Frauen hatte die Aufmerksamkeit auch anderer Personen erregt; es sammelte sich eine ansehnliche Volksmenge vor dem Hause und alle Männer überlegten, wie den Unglücklichen wohl Hilfe zu bringen sei. Leider führte die Berathung zu keinem Resultate, wie viele Vorschläge auch gemacht wurden. Die längsten Leitern, die man hatte, reichten höchstens bis in das fünfte Stockwerk. Allan erhielt wieder Muth, fast Hoffnung, als er sah, daß so viele Leute seinen Bestrebungen sich anschlossen. Durch starke Stricke hatte man mehrere Leitern fest zusammengebunden, so daß sie endlich bis zu den beiden Frauen hinaufreichten; aber bei dieser Länge schwankten sie, die Flammen schlugen an sie und sie konnten in Brand gerathen, ehe die Rettung vollzogen war.

In diesem Augenblicke kam auch der alte Dchonchar Mac Alpin heran und er wußte sogleich einen guten Rath anzugeben. In der Nähe, vor einem Hause, das von den Flammen noch nicht ergriffen war, lagen große, fast funfzig Fuß lange Baumstämme. Zwei dieser Baumstämme wurden fest zusammengebunden und an die Stämme legte man die früher zusammengebundenen Leitern, so daß dieselben nicht mehr schwankten. Aus Vorsorge ließ Dchonchar die Stricke noch durchnässen, damit sie nicht leicht in Brand geriethen und die Knoten sich überdies fester anziehen ließen.

Kaum war die Leiter angelegt, als Allan auch schon daran hinaufflieg. Nach wenigen Minuten hatte er das Fenster seiner Mutter erreicht.

„Es war die höchste Zeit,“ sagte Nelly zu ihm, die ihm innig die Hand drückte, „die Flammen fangen bereits an den Fußboden unter uns zu ergreifen.“

„Steige zuerst hinunter, meine Tochter,“ sagte Martha, „Allan holt mich später.“

„Nein, nein, Mutter, steigt Ihr zuerst,“ antwortete Nelly; „ich warte und wenn die Gefahr zu groß wird, kann ich auch allein hinuntersteigen.“

„Liebe Mutter! Meine Nelly,“ rief ihnen Allan zu, „eilt! eilt! Der Fußboden kann einstürzen.“ Lei-

der konnte er Beide nicht auf einmal hinuntertragen. . . Mit einem Male faßte er seine Mutter, und wendete den Blick ab, als wolle er den Augen Nellys ausweichen. „Mutter, komm!“ rief er und zog sie auf die Leiter.

Von unten rief man unterdeß: „eilt! eilt! Die Leiter wird anbrennen! Sie brennt schon!“ Allan hielt sich mit der einen Hand an die Leiter an, während er in dem andern Arme seine Mutter trug und stieg so schnell durch die Flammen und Rauchwolken hindurch, die ihn von allen Seiten umgaben. Kaum hatte sein Fuß den Boden erreicht, kaum hatte er die alte Mutter den Armen des alten Dchonchar übergeben, als ein Schrei, ein Schrei des Entsetzens, den die ganze Menge gleichzeitig ausstieß, ihn mit Grauen und Entsetzen erfüllte.

„Sie ist verloren! Sie ist verloren!“ riefen die Leute.

Der junge Fischer blickte mit unsäglichlicher Verzweiflung nach dem Fenster hinauf und sah Nelly nicht mehr. Sie war mit einem Male verschwunden.

Gleichwohl verlor Allan noch nicht alle Kraft, nicht allen Muth und trotz den Abmahnungen der Leute, die ihn zurückhalten wollten, trotzdem daß mehrere bereits verkohlte Leitersprossen unter seinen Füßen brachen, drang er nochmals bis zu dem Fenster hinauf, durch das er, wie ein Unsinniger, hineinsprang.

In diesem Augenblicke brach auch die Leiter zusammen. . . Wenn Allan noch lebte, war ihm jeder Rückweg abgeschnitten. Es herrschte eine grauenvolle Stille unter dem versammelten Volke.

„Armer Allan!“ rief da der alte Dchonchar Mac Alpin aus, indem er eine Thräne aus seinen Augen wischte, die einzige, die er seit langen Jahren vergossen hatte.

Die unglückliche Mutter wurde halb todt in ein Haus in der Nähe gebracht.

(Beschluß folgt.)

M i s c e l l e n .

(Ein Novellenstoff.) Vor einigen Jahren befanden sich in dem Krankenhause des Dr. Clarke in der Nähe von London ein Mann von sechszig und ein Jüngling von sechszehn bis zwanzig Jahren, denen man an der braunen Gesichtsfarbe, an den schwarzen Augen, den dicken Brauen und den scharfen Zügen die südliche Abkunft ansah. Nur der Arzt kannte ihre

Namen. Der Jüngling war geisteskrank, stierte jeden Tag mehrere Stunden lang vor sich hin, rief dann mit einem herzzerreißenden Schrei aus: „Gnade!“ und sank ohnmächtig in die Arme des alten Mannes, der sein Vater war und ihn pflegte. Alle Kranken des Hauses nahmen ihr Mittagmahl gemeinschaftlich ein und eines Tages erschien an dem Tische ein neuer Gast, ein hagerer dürrer Mann mit langem braunem Gesicht, der im Knopfloche zwei portugiesische Orden trug. Die beiden Fremden namentlich beobachteten ihn unverwandt und der ältere fragte endlich nach dem Namen desselben. „Es ist ein Portugiese, der Herzog von Ribeiro, der an einer Herzkrankheit leidet,“ antwortete man ihm. Bei diesem Namen fuhr der junge Geistesranke auf, ergriff ein Messer und stürzte sich damit auf den Fremden. Aber ehe er denselben verwunden konnte, verließen ihn die Kräfte, das Messer entsank seiner Hand, ein Blutstrom drang aus seinem Munde und nach kurzer Zeit war er todt. Der Vater faßte den Arm des Fremden, sah ihn an und sprach im Tone des Hasses und der Verzweiflung: „Unglückseliger, mußtest Du mir auch den zweiten Sohn rauben!“ —

Bekanntlich brach am 20. August 1820 in Oporto eine Revolution aus, worauf eine Constitution proclamirt wurde. Auf die Nachricht davon kam Johann VI. von Portugal aus Brasilien zurück und es erfolgte 1823 eine Contrerevolution, welche die Urheber der Constitution wie diese selbst beseitigte. Der Marquis von Oliveira entging der Reaction und zog sich mit seiner Familie auf das Land zurück. Sein älterer Sohn, Jacinto, studirte in Coimbra, nahm an dem Aufstande der Liberalen Theil, der gewaltsam unterdrückt wurde, und fiel mit einigen Andern in die Hände der königlichen Truppen. Es wurde eine Commission niedergesetzt, welche die Rebellen richten sollte und trotz der hohen Stellung Oliveiras erwartete man keine Begnadigung Jacintos, da der Vorsitzende jener Commission, der Herzog von Ribeiro, der Todfeind der Familie Oliveira war. Jacinto wurde wirklich verurtheilt, nebst drei seiner Mitschuldigen erschossen zu werden. Da eilte die Mutter des Unglücklichen mit ihrem zweiten Sohne, dem dreizehnjährigen Manoel, nach Lissabon, um die Königin Dona Carlota (die Mutter Don Miguels) um Gnade zu bitten. Der kleine Manoel sollte sich an die Kapelle von Bemposta stellen und vor der Königin, sobald dieselbe erscheine, auf die Knie sinken. Es geschah also und die Königin fragte: „was will dieser Knabe von mir?“

„Gnade, Gnade für meinen Bruder,“ sprach Manoel, „für den ältern Sohn des Marquis von Oliveira, der zum Tode verurtheilt ist.“

Die Königin sah überrascht den sie begleitenden Herzog von Ribeiro an, der ihr zuflüsterte: „es giebt unabweisliche Nothwendigkeiten,“ worauf sie Manoel nach dem Alter seines Bruders fragte.

„Jacinto wird erst 17 Jahre alt,“ stammelte das Kind.

„Um so besser,“ entgegnete Dona Carlota, „so kommt er um so schneller und sicherer in den Himmel.“

Diese Worte sind vollkommen historisch. Wer würde sie zu erfinden wagen, wenn sie es nicht wären? Die Königin verzweigte aber nicht bloß die Begnadigung, sie befahl auch, daß Manoel seinen Bruder auf den Richtplatz begleite und Zeuge der Hinrichtung sei. Als der alte Oliveira dies erfuhr, gab er die Antwort, die eines alten Römers würdig gewesen wäre: „man erspart mir dadurch eine Sorge; ich selbst würde den Knaben hingeführt haben.“

Am 26. September 1823 erfolgte die Hinrichtung und der kleine Manoel wankte zwischen den gekreuzten Gewehren von vier Soldaten seinem Bruder nach, den der Muth keinen Augenblick verließ. Als aber die Schüsse knallten, als Jacinto unter den Kugeln zusammenbrach, zuckte Manoel empor, wie von einem elektrischen Schläge getroffen; er stierte auf den blutigen Leichnam seines Bruders und wies mit grausigem Lachen auf denselben, denn das Kind war — wahnsinnig geworden.

Die Mutter Jacinto's konnte das entsetzliche Elend ihrer Familie nicht ertragen; einen Monat nach ihrem Jacinto starb sie und während ihres Krankentagers wendete sie nicht ein Mal die Augen von dem Bilde ihres armen Märtyrers ab, wie sie ihren Sohn Jacinto nannte.

Der Marquis von Oliveira reisete in Europa umher und suchte Hilfe für den einzigen Sohn, der ihm geblieben war, bei allen berühmten Aerzten, bis er sich endlich nach England begab und seinen Sohn der Pflege des Doctor Clarke übergab, wo der Jüngling so unerwartet, wie wir erzählten, seinen Tod finden sollte. Von dem alten Marquis hat man seitdem nie wieder etwas gehört. — Die Mutter Don Miguels aber, Dona Carlota von Portugal, starb am 7. Januar 1830 sanft und fromm in dem Palaste zu Bemposta!

(Kranichliebe und Kranichtreue.) Wenn man sagen wollte, der Kranich zeichne sich durch Bierlichkeit und Klugheit aus, so würde man lügen; er kann mit seinen Stelzbeinen und dem langen Schnabel sicherlich auf Armuth keinen Anspruch machen. Auch ist er nicht pfliffig wie der Fuchs, nicht dankbar wie der Löwe des Androcles, nicht treu wie der Hund, nicht wachsam wie die Gans vom Capitol; oder er ist vielleicht alles dies, nur weiß man es nicht, weil seine Heldenthaten und Tugenden bis jetzt unbekannt geblieben sind. Hat doch sogar Lafontaine dem Kraniche nicht eine Fabel gewidmet, und gleichwohl hat der Kranich ein liebendes treues Herz.

In dem Jardin des Plantes in Paris befanden sich zwei Kraniche, die einander zärtlich liebten. Der Herr Kranich starb und die Frau Kranich grämte sich fast zu Tode. Als sie sich allein sah, getrennt von dem Freunde, der sie nie verlassen hatte, wurde sie so traurig, daß sie ein wahres Bild des Jammers war. Sie fraß nicht mehr, sie schlief nicht mehr, sie gab nur immer wehklagende Töne von sich. Der Wärter bot alles auf, um die betrübte Wittwe zu trösten, vergebens; sie

war lebensfatt, magerte von Tage zu Tage ab und kam dem Tode näher und näher. Endlich kam der Wärter auf einen klugen Einfall: er stellte einen Spiegel in das Häuschen des Kranichweibchens und als dieses darin sich selbst sah, glaubte es darin den verlorenen Lebensgefährten wieder zu sehen. Dieser Anblick richtete ihren Lebensmuth wieder auf, sie fing von neuem an Nahrung zu sich zu nehmen, steht den ganzen Tag vor dem Spiegel und versetzt sich so in die glückliche Zeit, wo glückliche Liebe sie nichts weiter wünschen ließ.

(Die Liebe in Livrée.) Bei dem Wettrennen in Chantilly, bei welchem viel gewettet wird, wie es bekanntlich bei ähnlichen Gelegenheiten in England geschieht, verlor der Graf von G. durch eine Wette einen Hut an die Fürstin von G. Noch denselben Abend bemühte sich der gallante Graf, eine Modenhändlerin ausfindig zu machen, kaufte den elegantesten Hut und schickte ihn sofort an die Fürstin. Diese aber wurde hochzürnt bei dem Anblicke des häßlichen kleinstädtischen Hutes und als der Graf kurz darauf bei ihr erschien, wurde er barsch abgewiesen. Sie weigerte sich bestimmt ihn zu sehen. Der Graf war untröstlich, faßte aber sogleich einen heldenmüthigen Entschluß. Schon am andern Tage Mittags wurde der Fürstin, die sich noch in Chantilly befand, der Bote ihrer Modenhändlerin aus Paris gemeldet. Sie wunderte sich, denn sie hatte nichts bestellt. Sehen konnte sie aber doch, was man ihr sandte und so wurde der Bote eingelassen. Die Diener der großen Modenhändler in Paris tragen seit einiger Zeit sehr elegante Livrées und auch der Bote erschien in solcher. Die Fürstin bewunderte die Hüte und prächtigen Neuigkeiten, weigerte sich aber trotzdem etwas zu kaufen. Der Diener in Livrée versicherte darauf, es werde der Frau Fürstin alles als Bezahlung der Wette gesandt, die sie am vorigen Tage gewonnen. Sie sah darauf den Diener verwundert an und erkannte nun erst in demselben den Grafen von G. selbst, der diese Verkleidung gewählt hatte, um bei der Fürstin wieder vorgelassen und von ihr zu Gnaden aufgenommen zu werden. Die Fürstin konnte denn auch solcher Ritterlichkeit nicht widerstehen und die Versöhnung folgte auf der Stelle.

Generalcorrespondenz.

In Paris hat sich eine Actiengesellschaft gebildet, welche auf die Zeitungsannoncen speculirt. Sie hat mit drei großen Pariser Zeitungen (Debat, Constitut. und Presse) Verträge auf 15 Jahre geschlossen und zahlt jährlich an ein jedes dieser Journale 300,000 Frs. nebst der Hälfte des Reingewinnes. — Uebrigens hat man in Paris schon wieder ein neues Mittel erfunden, die Aufmerksamkeit des Publikums zu erregen, da dieses selbst die riesenhaftesten Anschlagzettel nicht mehr beachtet.

Man bringt nämlich in den Trottoirs kastergroße schöne Marmorplatten an, auf denen sich die Empfehlungen befinden, welche man unter die Leute bringen will. —

Ein englisches Blatt erzählt eine seltsame Anekdote von dem bekannten General Napier, welcher Scinde in Indien für England eroberte. In der Nacht nach der Hauptschlacht ließ er sein Heer ins Lager rücken, ehe er sich aber selbst zur Ruhe begab, ritt er auf das Schlachtfeld, unter den Leichen und Sterbenden umher, streckte die Hände zum Himmel empor und fragte sich selbst laut: „Bin ich an diesem Blutvergießen Schuld?“ — Sein Gewissen antwortete: „Nein,“ er begab sich also zur Ruhe und schlief so fest, daß ihm am andern Morgen ein Adjutant, als falscher Lärm im Lager entstand, das Bett wegziehen mußte, um ihn zu wecken. —

Die neapolitanischen Zeitungen sprechen mit der größten Bewunderung von „Florinda von Algisiras“, einer Tragödie von Giacinto del Sivo, die sich eben so durch dramatisches Interesse, als durch kräftige schöne Sprache auszeichnen soll, so daß es einstimmig heißt, die italienische Bühne habe einen neuen Alfieri gefunden. —

Neben dem Zwerge „General Tom Thumb“ macht in Paris jetzt eine Anzahl Toways-Indianer Aufsehen. Diese Wilden führen seltsame Namen, wie „die weiße Wolke“, „der gehende Regen“, „Dickbein“, „der kleine Wolf“, der „große Käufer“ etc. Der erstere ist der Anführer, aber gar kein Held; der zweite dagegen ist ein gewaltiger Kriegermann, da er dreißig Feldzüge mitgemacht und funfzehn Feinden die Kopfhaut abgezogen hat. Dickfuß ist der Zauberer, der Arzt, das Facetotum der ganzen Gesellschaft. Am Halse trägt er fortwährend einen Sack mit Zaubermitteln und einen Menschenfinger, den er einem Feinde abgesehen und getrocknet hat. Auf der Ueberfahrt von Amerika nach Frankreich hatte er Gelegenheit, seine Talente zu zeigen. Das Schiff, auf welchem sich die Gesellschaft befand, wurde von Windstille befallen und der Häuptling befahl demnach dem Zauberer, sofort Wind zu machen. Dickfuß warf zuerst einige Hände voll Tabak in das Meer, um sich dasselbe günstig zu stimmen, worauf er seine Zaubersprüche begann. Der Zufall wollte, daß sich kurz nachher der Wind erhob und die Indianer sind fest davon überzeugt, daß dieser Wind durch ihren Zauberer gemacht wurde. — Der „große Käufer“ zeichnet sich dadurch aus, daß er den ganzen Tag sitzt, als sei er vom vielen Laufen müde. Eine Merkwürdigkeit bei diesen Indianern ist, daß sie auch einen Orden haben und zwar einen Anfebandorden, wie in England. Er ist mit Perlen gespickt und es darf ihn Niemand tragen, der nicht wenigstens einen Menschen umgebracht hat. —

In England will man mit einem Male hinter eine Wirkung der Eisenbahnen gekommen sein, die Niemand erwartet hat. Man behauptet nämlich, sie hätten eine bedeutende Veränderung in dem gewöhnlichen Zustande der Atmosphäre hervorgebracht, indem sie die Vertheilung der Electricität in einem weiten Raume erleichterten. Es soll, seit England so viele

Eisenbahnen hat, dort nicht halb so viel geregnet haben, als sonst. Daß wir in Deutschland noch nicht zu viele Eisenbahnen haben, beweist uns der Mai, in dem es fast nicht aufhörte zu regnen. —

Der kühnste Plan zu einer Eisenbahn, der jemals entworfen worden ist, rührt von dem englischen Ingenieur Stephenson her, der mittels eines in der Luft schwebenden Tunnels über die Meerenge von Menai (Cheshire) fahren will. Dieser Tunnel, eine eiserne Röhre, soll von Ketten getragen werden wie eine Hängebrücke, 25 F. breit und 15 F. hoch sein und wie ein eisernes Schiff aus starken Eisenplatten zusammengesetzt werden. Da die Eisenbahn übrigens ein doppeltes Gleis haben soll, so will man auch zwei solcher eiserner Tunnel neben einander anbringen. — Der Zweck, den man dabei verfolgt, ist, über die Meerenge mittelst einer Eisenbahn zu kommen, ohne die Schifffahrt zu verhindern. —

Es wettete kürzlich Jemand, im gewöhnlichen Schritte über eine Brücke zu gehen, ohne Brückengeld zu zahlen und gewann sie. Es war fast Mitternacht. Der Brückengelbeinnehmer sah Jemand rasch vorübergehen, ohne zu bezahlen, rief und lief nach. Da erkannte er einen Mann, den Schluchzen fast ersticke, über dessen Gesicht die bittersten Thränen flossen und der eben in Verzweiflung an das Brückengeländer trat, als wolle er sich hinunterstürzen und seinem Leben ein Ende machen. Der alte Brückengelbeinnehmer vergaß seine Paar Pfennige, trat zu dem Manne, redete ihn an und suchte ihm Trost einzusprechen; aber der Unglückliche wollte durchaus sterben. Halb mit Gewalt ließ er sich endlich an das entgegengesetzte Ende der Brücke ziehen, wo ihn der Einnehmer verließ, nachdem er ihm das Versprechen abgenommen hatte, dem beabsichtigten Verbrechen zu entsagen. Kaum hatte der Unbekannte einige Schritte weiter gethan, als er seinen Retter rief, der ihn zu seiner großen Verwunderung laut aufschauen hörte und zwar in Gesellschaft mehrerer junger Herren, die nicht minder lachten. Schon wollte er böse werden, als man ihm das Räthsel löste und ihm erklärte, daß es sich um eine Wette gehandelt habe, die durch seine Hilfe gewonnen worden sei. Natürlich bezahlte man dem Alten das Brückengeld und gab ihm auch noch einen Thaler zur Belohnung für seine gute Absicht. —

Ein amerikanisches Journal theilt das nachstehende Recept zu einer homöopathischen Suppe mit, das allerdings sehr empfehlenswerth zu sein scheint; „man nehme zwei magere Tauben und hänge sie in der Küche so auf, daß ihr Schatten in einen Topf fällt, welcher zehn Kannen Wasser enthält. Dies kochte man langsam zehn Stunden lang und gebe davon dem Kranken alle zehn Tage einen Tropfen in einem Glase Wasser. —

G. Stephenson erzählte kürzlich in einer Gesellschaft, wie er 1815 den ersten Dampfwagen zu bauen angefangen habe und von Allen für verrückt gehalten worden sei. Er blieb aber dabei. „Meine erste Locomotive wurde mit dem Gelde

des Lord Ravensworth gebaut, der zuerst zu meinen Ideen Vertrauen hatte. Es ist das 30 Jahre her. Wir nannten die Locomotive „Nylord“. Schon damals wagte ich zu behaupten, daß die Schnelligkeit einer solchen Maschine unbegrenzt sei, aber auch, als mein Dampfwagen da stand, erklärte man allgemein meine Bestrebungen und Behauptungen für lächerlich und Unsinn. Im J. 1828 wurde endlich die Eisenbahn von Liverpool nach Manchester unternommen und ich behauptete, meine Locomotive würde 10 engl. Meilen (2 deutsche) in der Stunde zurücklegen, aber die Directoren beschworen mich, so etwas ja nicht laut zu behaupten, damit ich mich nicht lächerlich mache und ihr Unternehmen nicht in Miscredit bringe.“ — Wenn man jetzt auf einer Eisenbahn nur 4 deutsche Meilen (also noch einmal so viel als Stephenson ursprünglich beabsichtigte) in einer Stunde zurücklegt, so nennt man dies „langsam“ fahren. —

Vorgings neue Oper „Undine“ hat in Hamburg, Magdeburg ic. sehr gefallen und wird bald die Runde über alle deutsche Bühnen machen. — Leider wird Vorging Leipzig wahrscheinlich verlassen. Es sollen ihm von Wien aus glänzende Anerbietungen gemacht worden sein. —

Im Theater zu Brüssel hat man die Ballettänzer entlassen und sie durch Tänzerinnen ersetzt, die in männlicher Kleidung erscheinen, und warum? Weil man die Bemerkung gemacht haben will, daß die alten Tänzerinnen noch sehr gut als junge Tänzer ausfähen. —

In dem Verlage des sehr thätigen Kunsthändlers J. Buddeus in Düsseldorf ist eben ein Werk erschienen, das der deutschen Kunst zu hoher Ehre gereicht: „Bilder zur Jobiade nach Gemälden von J. P. Hasenclever, gestochen von L. W. Th. Janssen.“ Die erste Lieferung enthält drei Blätter, welche eben so viele Scenen aus der bekannten burlesken Dichtung darstellen. Der Maler ist mit einer, wir möchten sagen Chodowiecki'schen Auffassungsgabe in die Ideen des Verfassers eingegangen, ohne seinen eigenen Erfindungsgeist in den Hintergrund treten zu lassen, und der Kupferstecher hat es verstanden, den Ausdruck, welchen der Maler den Köpfen und Figuren aufprägte, genau wiederzugeben. Das erste Blatt veranschaulicht den Moment, wo Job nach überstandenen Universitätsjahren das väterliche Haus betritt und durch seine seltsame Erscheinung Alle verblüfft und erschreckt; mit welcher ängstlich besorgter Miene betrachtet den Eintretenden die hinter ihm stehende Mama, welche in dem Renommisten kaum das verhätschelte Mütterchöhnchen wieder erkennt, und dem armen Papa ent sinkt vor Staunen die Pfeife, während die jüngern Geschwister mit halboffenem Munde und verlegenen Blicken ihn anstieren. Die beiden andern Blätter zeigen Job im Examen und als Schulmeister und sind eben so genial und unterhaltend wie das eben geschilderte. —